



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Krieger, Bogdan: Der Bücherbesitz der Hohenzollern. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

auf jeden Fall durch den Bankerott, wenn nicht noch Schlimmeres hindurch, und ein uns aufgezwungenes Chaos zu verwalten, sollten wir unseren Bedrückern überlassen; die Verantwortung für eine völlig hoffnungslose Regierung zu übernehmen, kann keine Aufgabe der Volkspartei sein.



## Der Bücherbesitz der Hohenzollern

Von Dr. Bogdan Krieger

### I.



Die Büchersammlung im alten Schloß zu Berlin stellt eine Art Schreckenskammer der Literatur dar.“ Also ist auf Seite 112 des unter dem ebenso anmaßenden wie irreführenden Titel „Hohenzollern“ im Verlag für Sozialwissenschaft kürzlich erschienenen Buches zu lesen, zu dessen Verfasserschaft sich unter dem Vorwort Kurt Heinig bekennt. Die Erwähnung der Hausbibliothek dient ihm wie überhaupt ein wesentlicher Teil seiner Ausführungen zur Verherrlichung der Volksmarinedivision, die bald nach Ausbruch der Revolution länger als sechs Wochen im Schloß gehaust hat. Die geringe Einbuße, die die Hausbibliothek während dieser Schloßbesetzung im Gegensatz zu anderen Zweigen der Verwaltung, zu verschiedenen Schloßbewohnern und Beamten erlitten hat, nimmt Herr Heinig zum Anlaß der Kennzeichnung des Kulturstandes der Matrosen. In der „ganz verblüffenden Fülle von Richtigkeiten und Bücherfchmarren“ ihrem literarischen Bedürfnis Genügendes zu finden, war ihnen — so möchte Herr Heinig uns glauben machen — nicht möglich. Daher betrage der Verlustposten der Hausbibliothek nur 48,60 Mark. Wie jedes Wort, aber auch jedes, was der Verfasser des Buches auf ungefähr einer Seite über die Hausbibliothek sagt, so stimmt auch diese Zahlenangabe nicht. Denn die Matrosen haben bei ihrem Einbruch in die Hausbibliothek, wenn auch keine Bücher, so doch alles, was an Garderobestücken dort vorhanden war, gestohlen oder, wie Herr Heinig beschönigend sich auszudrücken beliebt, „vergessen liegen zu lassen“ oder „zum Andenken fürs Liebchen mitgehen heißen“. Ebenso stahlen sie bares Geld, das nur in kleinerem Betrage vorhanden war, alle Schreib- und Reinigungsutensilien und ließen nur Scheren zurück, die ihnen beim Aufbrechen verschlossener Schubfächer als Diebeswerkzeuge gedient hatten und dabei zerbrochen waren. Bibliothekbücher zu stehlen, hat etwas besonders Mißliches. Da alle Bände auf dem Titelblatt gestempelt sind, ist der Verkauf erschwert, und bei Verwertung zu eigenem Bedarf bleibt der

Stempel immer verräterisch. Trotzdem ist, wenn auch nicht aus der Hausbibliothek selbst, so doch aus anderen Räumen manches Buch während der Besetzung des Schlosses durch die Matrosen abhanden gekommen oder befudelt worden.

Die Unverfrorenheit, mit der Herr Heinig, der mit der Veröffentlichung seines Buches „eine Pflicht zu erfüllen“ glaubt, also doch wohl nicht Sensation machen will, sich ein Urteil über den Wert der Hohenzollernschen Hausbibliothek anmaßt, ohne sich über ihre Wesenheit im allgemeinen und ihre Bestände im einzelnen auch nur oberflächlich unterrichtet zu haben, ist erstaunlich. Auch hier wie so oft ist seine Quelle das Gewäsch untergeordneter Organe, die früher nur auf Hintertreppen Zugang ins Innere des Schlosses hatten, die aber für Herrn Heinig Kronzeugen wurden selbst für die Bewertung einer gegen 80000 Bände oder Nummern umfassenden Büchersammlung. Statt die Diener, die die dem vormaligen Kaiser „dedizierten Bücher immer waschkorbweise unaufgeschnitten“ der königlichen Hausbibliothek zutrug, über ihren Wert zu befragen, hätte Herr Heinig diese „Nichtigkeiten“ und „Schmarren“ lieber selbst ansehen sollen. Dazu gehörten — um einiges herauszugreifen — die Veröffentlichungen der wissenschaftlichen Institute des Reiches und des preußischen Staates, die Abhandlungen und Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, die Jahrbücher der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft, die Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, die brandenburgisch-preußischen Forschungen, die Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, die Bildpublikationen der großen künstlerischen Vereinigungen wie „Die graphischen Künste“, die Radierungen, herausgegeben von der Gesellschaft für Radierkunst in Weimar, die von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgegebenen, in jährlicher Folge erscheinenden Bildmappen, die Gemäldegalerie der königlichen Museen zu Berlin von Meyer und Bode, die Bilderlese aus kleinen Gemäldeansammlungen Deutschlands, Justiz Zeichnungen aus dem Besitz der Nationalgalerie, die Weimarer Ausgabe der Werke Luthers in zwei Exemplaren, an Zeitschriften: die Deutsche Rundschau, Deutsche Revue, Nord und Süd, Preussische Jahrbücher, die Internationale Wochenschrift, die Baltischen Studien, die Revue des deux mondes, der Studio, Harpers und das Strand und Windsor magazine, The geographical journal u. a. Immerhin eine „ganz verblüffende Fülle von Nichtigkeiten und Bücherfchmarren“. „Dem Vandalen sind sie Stein.“ Aber Herr Heinig ist kein Vandal, er ist Bücherfreund. Während eines kaum zehn Minuten währenden Aufenthaltes in der Hausbibliothek, natürlich mit brennender Zigarre — sie war in der ersten Zeit nach der Revolution das Symbol der Herrschergewalt, der maiestas populi — hat er es mir gesagt, daß er Freude habe an Büchern und Kenner sei. Hätte er diese Freude und Kennerchaft betätigt und der Bibliothek mehr als zehn Minuten seiner gewiß kostbaren Zeit gewidmet, dann hätte er sich durch sein ohne jede Sachkenntnis abgegebenes Urteil über den Bücherbesitz des Kaisers nicht so arg bloßgestellt. Eine einstündige Vertiefung in den Eingangskatalog wäre fraglos für seine Urteilsfassung dienlicher gewesen als die Unterhaltung mit den literarisch gebildeten Dienern, die früher unter der Last der mit schweren Büchern beladenen Waschkörbe gekniet hatten. Schwer waren die Folianten, denn sie waren nicht, wie Herr Heinig meint, unaufgeschnitten — ein Seitenhieb zur Kennzeichnung ihrer Nichtbenutzung —, sondern zumeist in kost-

barem Leder gebunden. Verschiedene dieser Werke wurden, da sie an anderer Stelle nutzbringender sein konnten als im Rahmen einer Hofbibliothek, zumal wenn es Dubletten waren, an Universitätsbibliotheken, öffentliche Institute und Schulen geschenkt. Bis zum Jahre 1914 hatte die Königliche Hausbibliothek bereits mehr als 30 000 Bände als Dubletten und für ihre Zwecke entbehrliche Bücher abgegeben. Schade, daß Herr Heinig davon nichts erfuhr und erzählen konnte. Aber es spräche ja zugunsten der Hohenzollern und widerspräche der vorgefaßten Meinung des Herrn Heinig.

Seine Quellen waren ebenso trüb wie seine Geschichtskennntnis einseitig und mangelhaft. Wer über die Hohenzollern schreiben will, von dem muß man verlangen, daß er sie kennt. Sonst überlasse er das Thema anderen, die es bisher behandelt haben, ohne zu Byzantinern zu werden. Der einzige von den Hohenzollernfürsten, der außer Friedrich dem Großen, aus dessen Zeit „einige ältere Sachen“ sich erhalten haben, als Buchverständiger und Bücherfreund Gnade vor der kulturellen Abschätzung des Herrn Heinig findet, ist Friedrich Wilhelm III., der sich „neben guten Büchern eine Aquarellsammlung zugelegt hat“. Tatsache ist, daß die nüchternste und dürrste aller in der Hausbibliothek vereinigten Hohenzollernbibliotheken die dieses Königs ist. In anderer Art als Friedrich Wilhelm I. war er ohne literarische Interessen und verstand nicht einmal das Bestreben seiner Gattin, die Büden ihrer wissenschaftlichen Bildung durch Lektüre guter historischer Werke und der klassischen Literatur ihrer Zeit auszugleichen. Als Anekdote wird erzählt, er habe, wenn er die Königin lesend fand, sich, die Trommel rührend, neben sie gestellt. Theologische Werke, Agenden, liturgische Bücher und Predigten sind zahlreich in der Bibliothek Friedrich Wilhelms III. vertreten und bringen seine Teilnahme an der kirchlichen Bewegung seiner Zeit zum Ausdruck. Eine Fülle von Textbüchern weist auf seinen Geschmack am Theater, insbesondere an Oper und Ballet, hin. Der ernste Historiker, der die Persönlichkeit eines Menschen auch aus seiner literarischen Umgebung, aus seinem Umgang mit Büchern beleuchtet, wird auch in der Bücherei Friedrich Wilhelms III. Anhaltspunkte finden, an wertvollen Büchern aber nur wenige Einzelercheinungen und solche, die der Bibliothek durch Vererbung zugekommen sind, wie das 1798 in Wien erschienene Bildwerk von L. Janscha, fünfzig malerische Ansichten des Rheinstromes von Speyer bis Düsseldorf, die *Collection complète des tableaux historiques de la révolution française* in 3 Bänden Folio und einige andere. Während bei der aus Anlaß der Auseinandersetzung zwischen Krone und Staat vorgenommenen Abschätzung des Wertes der vormaligen Königlichen Hausbibliothek durch den Berliner Antiquar und Buchhändler Martin Breslauer, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet des Büchermarktes und der Bibliophilie, ein 8° Band in den Bibliotheken Friedrichs des Großen durchschnittlich mit 300 M. eingesezt und in den Bibliotheken Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms IV. mit 35 M. bewertet wurde, konnten in der von Herrn Heinig auf Kosten der anderen Büchersammlungen besonders hervorgehobenen Bibliothek Friedrich Wilhelms III. für den einzelnen Band im Durchschnitt nur 5 M. in Ansatz gebracht werden. Ich möchte glauben, daß der Hohenzollernhistoriker Heinig Friedrich Wilhelm III. mit Friedrich Wilhelm IV. verwechselt hat.

Die gegen 19 000 Bände umfassende Bibliothek dieses Königs ist die reich-

haltigste und umfangreichste aller erhaltenen Hohenzollernbüchereien. Man darf wohl sagen, daß sie in jedem Wissenschaftszweige auf der Höhe ihrer Zeit stand. Und so lag der Gedanke nahe, beim Tode des Königs sie zum Grundstock einer königlichen Hausbibliothek zu machen und ihr nach und nach die anderen noch vorhandenen Hohenzollernbibliotheken anzugliedern. Leider ist dieses Angliederungsprinzip bei der weiteren Entwicklung der Hausbibliothek nicht immer beobachtet worden. Die ideale Durchführung des Gedankens wäre gewesen, jede der Hohenzollernbüchereien ungeteilt und geschlossen zu erhalten, sie aber örtlich und verwaltungsmäßig mit der Hausbibliothek zu vereinigen. Das ließ sich aus zwei Gründen nicht verwirklichen. Einmal waren diese Bibliotheken, also die Bibliothek Kaiser Wilhelms I., der Kaiserin Augusta und Kaiser Friedrichs, Privateigentum der Fürstlichkeiten und konnten nach ihrer Bestimmung vererbt werden. So hat Prinz Heinrich die Bibliothek Kaiser Wilhelms I. erhalten, die Kaiser Friedrichs wurde unter seinen Kindern aufgeteilt, und die Bücher der Kaiserin Augusta blieben im Palais Unter den Linden und sind erst kürzlich der Großherzogin von Baden übermittelt worden. Immerhin wäre bei starker Betonung der Wichtigkeit, solche Büchereien als geschlossene Einheiten an einer Stelle zu zentralisieren, bei den betreffenden Fürstlichkeiten wohl das Verständnis dafür zu wecken gewesen, eine nach Möglichkeit lückenlose Hausbibliothek der Hohenzollern zu schaffen. Der zweite Hinderungsgrund war die Platzfrage. Bis zum Jahre 1876 hatte sich die königliche Hausbibliothek mit einer sehr bescheidenen Unterkunft im dritten Stockwerk des Schlosses begnügen müssen. In diesem Jahre wurde sie in Räume des zweiten, nach der Spree zu belegenen Stockwerkes verlegt, in denen sie sich zum Teil heute noch befindet. Die dort zur Verfügung stehenden Räume hätten aber nicht genügt, alle Hohenzollernbibliotheken zu bergen. Auch ohne diese Zentralisierung war es nicht möglich, die durch Übernahme einzelner Büchersammlungen und ständige Überweisungen aus den Büchereien Kaiser Wilhelms I., Kaiser Friedrichs und Kaiser Wilhelms II. sowie aus denen ihrer Gemahlinnen ständig wachsende Büchermenge im Berliner Schloß unterzubringen. Daher wurden im Jahre 1906 die historischen Bibliotheken, die sich geschlossen erhalten hatten, außer denen Friedrichs des Großen, die in den Potsdamer und Breslauer Schlössern an Ort und Stelle blieben, im Schinkelschen Pavillon im Charlottenburger Schloßpark untergebracht und im Berliner Schloß nur diejenigen Bestände belassen, die seit Gründung der Hausbibliothek im Jahre 1862 ihr von den genannten Fürstlichkeiten überwiesen worden waren. Darunter befinden sich natürlich auch Werke älterer Herkunft, die von ihnen ererbt wurden, und die Bücher Friedrich Wilhelms II. aus dem Neuen Garten.

Das sind die Bücher, die Herr Heinig bei seinem kurzen Besuch in der Hausbibliothek gesehen hat und die er als „Hausbibliothek des letzten Kaisers“ besonders aufs Korn nimmt. Wie elend er vorbeigeschossen hat, mag, rein zahlenmäßig bewiesen, die Tatsache erhärten, daß diese etwa 35 000 Bände umfassende Sammlung vom sachverständigen Antiquar auf 2 079 290 M. abgeschätzt wurde. Herr Heinig schießt aber nicht nur schlecht, sondern er verkennt in blinder Gehässigkeit und Parteilichkeit auch sein Ziel. Dieses ist die Person des letzten Kaisers, den er als aller höheren Kultur bar hinstellen will. Ihn kann er aber durch eine Herabsetzung dessen, was er von Büchern in der Hausbibliothek ge-

sehen, nicht treffen. Denn dort sind, wie bereits gesagt, Bücher aus dem Besitz der drei ersten Kaiser und ihrer Gemahlinnen vereinigt. Der einzelne könnte also nicht für die Gesamtbedeutung der Sammlung verantwortlich gemacht werden.

Es ist nicht zu bestreiten, daß Kaiser Wilhelm II. für schöngeistige zeitgenössische Literatur kein besonderes Interesse hatte und sich auf einige Lieblingschriftsteller beschränkte. Die Vielseitigkeit der Neigungen dieses Fürsten ist oft hervorgehoben worden und bekannt. Sich auf all den wissenschaftlichen und technischen Gebieten, für die der Kaiser Neigung an den Tag legte, nicht nur durch Lesen, sondern, was wichtiger ist, durch Sehen und Hören auf dem Laufenden zu erhalten und so auf dem Laufenden zu bleiben, daß Fachleute über die Beschlagenheit des Kaisers auf ihren Sondergebieten erstaunt waren, erfordert Zeit und geistige Anspannung. Es ist also nur natürlich und wohl zu verstehen, daß sich der Kaiser nicht wie eine Salondame einen umfassenden Einblick in die moderne Literatur verschaffen konnte. Er war auch kein Literaturhistoriker, der von Berufs wegen dazu verpflichtet gewesen wäre. Zum Teil wollte er es auch nicht, wie viele andere, weil sie seinem Geschmack nicht zusagte. Herr Heinig aber war nicht in der Lage, sich ein Urteil über diese Frage bilden zu können. Denn die Bücher, die der Kaiser las, die also seine geistige Umgebung ausmachten, standen nicht in der Hausbibliothek, der Herr Heinig seinen kurzen Besuch schenkte, sondern in den Privatjimmern des Kaisers und der Kaiserin im Berliner Schloß und im Neuen Palais und waren größtenteils in Kisten verpackt, als Herr Heinig Zutritt zu diesen Räumen erhielt. Hätte er sie aber gesehen und sich etwas länger als zehn Minuten mit ihnen beschäftigen können, dann würde er gesehen haben, daß die dort vorhandenen deutschen und englischen Bücher über Schiffsbau und Seekriegsgeschichte, die religionswissenschaftlichen und erbaulichen Bücher von Delitzsch, Jeremias, Harnack, Lucas, Carpenter u. a., die neueren Geschichtswerke, die Schriften von Chamberlain, die Romane von Ganghofer u. a. den Interessenkreis des Kaisers widerspiegeln. Dazu kam als außerhalb der Hausbibliothek stehend die gemeinschaftliche Bibliothek beider Majestäten, die ihnen die Korporation der Berliner Buchhändler zur Hochzeit geschenkt hatte. Sie enthielt alle deutschen Klassiker, die wichtigsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bücher, Handbücher über Technik und Naturwissenschaft, grundlegende geographische Werke und anderes mehr. Diese Bibliothek fand ihre Fortsetzung in der Bibliothek im Neuen Palais, in der die gebiegene neuere Romanliteratur und zeitgenössische geschichtliche, länderkundliche und kunsthistorische Bücher vereinigt waren und die nach Bedarf ergänzt wurde. Diese insgesamt 8000 Bände sind als Privatbücher des Kaiserpaars anzusehen und mußten als Grundlage dienen für ein über seine literarischen Neigungen abzugebendes Urteil, nicht aber die in der Hausbibliothek vereinigten Bestände verschiedenster Herkunft.

Aber sehen wir einmal von der irr tümlichen Auffassung des Herrn Heinig über den Ursprung und die Zugehörigkeit dieser 35 000 Bände ab und halten uns nur an das Urteil, das er über sie abgegeben hat, so bleibt die Tatsache bestehen, daß jeder Band dieser Sammlung auf durchschnittlich 40 M. gewertet worden ist. 624 Werke dieser Bestände mit insgesamt 2200 Bänden wurden einzeln abgeschätzt und ergaben einen Wert von über drei viertel Millionen Mark. Daß mit Rücksicht auf die Eigenart der Hausbibliothek als Bücherei des Hohenzollernhauses

manches Buch und Blatt eingestellt wurde, was in einer allgemeinwissenschaftlichen Bibliothek keine Daseinsberechtigung hat, ist selbstverständlich. Es sprechen bei einer solchen Bibliothek persönliche Momente mit, die — ganz abgesehen von dem objektiven Wert der Publikation — für die Aufbewahrung ausschlaggebend sind. Eine Durchsicht der Bestände auf Minderwertiges war bereits vor dem Kriege mit Rücksicht auf den Platzmangel beabsichtigt.

Der mir für meine Ausführungen zur Verfügung stehende Raum erlaubt nicht, Einzelheiten in größerer Zahl anzuführen. Es muß mir aber verstattet sein, einige wenige von diesen über sechshundert wertvollen Büchern mit der Schätzungssumme namhaft zu machen. In der Abteilung Theologie wurde ein handschriftliches *Horarium* aus dem 15. Jahrhundert mit zahlreichen Miniaturen mit 40 000 M. angesetzt, eine siebenbändige Lutherausgabe aus dem Besitz des Marschalls Colbert aus der Mitte des 16. Jahrhunderts mit 48 000 M. Von länderkundlichen Werken die *Vues de côtes de France dans l'Océan et dans la Méditerranée*, Paris 1823, 1 vol. gr. Folio, mit 12 000 M. und die *Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile*, Paris 1781—1786 in fünf Bänden Folio mit 4000 M., die illustrierte Geschichte von Frankreich unter Napoleon I. von David und Monnet in drei Bänden 4° mit 6000 M., Bessers Preussische Krönungsgeschichte mit 5000 M., eine illustrierte englische Geschichte der Freiheitskriege, London 1815, ein Band Folio, mit 2000 M. Von guten Ausgaben der deutschen Literatur sind zu nennen Geßners *Idyllen*, Zürich 1778, 2 Bände 4°, mit von ihm selbst gestochenen Illustrationen, Savaters *Physiognomische Fragmente*, Leipzig und Winterthur 1775—1778 in 4 Bänden 4°, Ramlers *Poetische Werke*, Berlin 1800/1801, 2 Bände 4° und die dreißigbändige Wieland-Ausgabe, Leipzig 1794—1797, mit je 2000, 4800, 1600 und 8000 M. abgeschätzt. Unter den naturwissenschaftlichen Werken: Levaillant, *Histoire naturelle des perroquets*. Text und Kupfer, Paris 1801, 2 Bände Folio 3200 M., Maudslayi, *Biologia Central-Americana* in 5 Bänden Folio 5000 M., *Orchids illustrated and described by F. Sander*, 1—4, London und Berlin, Folio 2400 M. Recht bedeutsam ist die Sammlung an archäologischen und kunsthistorischen Werken. Auf die Gefahr hin, den Leser durch die Aufzählung zu ermüden, muß ich doch, um das Urteil des Herrn Heinig über die Hausbibliothek zu kennzeichnen, von diesen auch einige erwähnen, so Kondakow und Swenigorodskoi, *Geschichte und Denkmäler des byzantinischen Zellen-E-mails*. Frankfurt a. M. 1892, ein Band 4°, 2600 M., Pennafiel, *Monumentos del arte Mexicano antiguo*, Text und 2 Bände Tafeln, Berlin 1890, 3500 M., *Il duomo di Monreale* 1859, 2 Bände Folio 2400 M., Wilpert, *Le pitture delle catacombe Romane*, italienische und deutsche Ausgabe, zusammen 9000 M., Carderera y Solano, *Iconografia española* Madrid 1855/64, 2 Bände Folio 6000 M., *The Bishop collection, Investigations and studies in jade*, New York 1906, 2 Bände Folio 25 000 M. und viele andere Werke, die mit den genannten in einem Katalog der „Schreckenskammer“ der Hausbibliothek einen Stern bekommen könnten für Beschauer und Benutzer, die mit mehr Verständnis als der herbe Kritiker Heinig Geistesprodukte und schöne Bücher zu bewerten wissen. Erschwerend fällt für ihn ins Gewicht, daß ihm in einem dem Finanzministerium im Frühjahr 1920 eingereichten Bericht über die Abschätzung des gesamten Bücherbestandes

der Hausbibliothek die Quelle gegeben war, sich über diese Werte ebenso genau zu unterrichten wie aus den Akten der Behörde, der er, ein Schwager des früheren Finanzministers Simon, als „Beauftragter“ zugeteilt war, über die Vermögensobjekte des vormals königlichen Hauses. Auch in verschiedenen Schriften, die ich im Laufe der Jahre über die Hausbibliothek im ganzen wie über einzelne ihrer Bestandteile veröffentlicht habe, hätte Herr Heinig sich Auskunft über ihre Zusammensetzung und ihren Inhalt holen können. Dann hätte er aber nicht so nach Herzenslust schmähen können, und das war neben der Absicht, den Kulturstand der Matrosen auf Kosten der Hohenzollern ins rechte Licht zu stellen, der Hauptzweck der Erwähnung der Hausbibliothek.

Zu ihr gehört auch die von Herrn Heinig erwähnte Aquarellsammlung. Sie befindet sich in den Räumen der Bibliothek, denen er seinen kurz bemessenen Besuch schenkte. Die Aquarelle oder wenigstens einige Blätter der 3600 Nummern umfassenden Sammlung anzusehen, hatte er kein Begehren. Das ging auf seine Kosten, vorausgesetzt, daß er es als Belastung empfindet, als Historiker nicht nur durchweg unrichtiger Darstellung geziehen zu werden, sondern sich beinahe lächerlich zu machen. Ich gebrauche diesen Ausdruck absichtlich. Denn ein ehrlicher, einfacher Mann, der Herrn Heinig kennt, sagte mir, als ich ihm die Stelle über die Hausbibliothek aus Heinigs Buch vorlas: „So schreibt ein Clown.“ Hätte Herr Heinig die Blätter von Graeb und v. Arnim, die zu den besten Stücken der Aquarellsammlung gehören und schon viele Besucher der Hausbibliothek mit Bewunderung erfüllt haben, sich zeigen lassen, dann hätte es ihm nicht entgehen können, daß sie im wesentlichen die Neubauten Friedrich Wilhelms IV. in Potsdam darstellen. Auch die Blätter von Hildebrand, den, wie jeder Kunsthistoriker weiß, Friedrich Wilhelm IV. in seinem künstlerischen Schaffen gefördert hat, hätten ihn vor dem argen Fehler bewahrt, die Anlegung dieser Sammlung Friedrich Wilhelm III. zuzuschreiben, der zehn Jahre und mehr vor ihrem Entstehen gestorben ist. Jemand, der sein Buch „Hohenzollern“ nennt, darf sich solche Schnitzerfüglichkeit nicht leisten.

Nach dem Gesagten ist ersichtlich, daß Herr Heinig immerhin einiges, was der Beachtung wert war, in der Hausbibliothek übersehen hat. Zehn Minuten sind ja auch nur eine kurze Zeit. Er hat ihr aber — es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit — ein Buch als eigen zugesprochen, das sie niemals in ihren Katalogen geführt hat: die Dudenische Rechtschreibung. Und über diese weiß er ein ganzes Heförchen zu erzählen, natürlich in majorem gloriam der Matrosendivision. Ich zitiere ihn wörtlich: „Als die Besatzungsmannschaften ein Exemplar der Dudenischen Rechtschreibung entliehen, nicht zurückbrachten und so die Entschädigungssumme mit vergrößern halfen, machten sie ungewollt eine gute Randbemerkung zur Hohenzollernschen Hausbibliothek und zu ihrem eigenen Wissen und Bemühen.“ Das ist an sich nicht leicht zu verstehen. „Sie machten eine Randbemerkung zu ihrem Wissen und Bemühen?“ Ganz unverständlich wird die Sache aber für den, der weiß, daß die Hausbibliothek niemals ein Exemplar der Dudenischen Rechtschreibung besessen hat, daß daher ein Matrose sie nicht entleihen und das Wertobjekt insolgedessen von der Verwaltung der Bibliothek auch nicht in die Schadenersatzforderung einbezogen werden konnte.

Übrigens muß ich auch noch anläßlich einer andern Mitteilung des Herrn

Heinig den Spieß umdrehen und die Matrosen gegen ihn in Schutz nehmen. Ich tue es gern, da mir dabei von neuem Gelegenheit geboten wird, die Glaubwürdigkeit des Heinig'schen Buches zu beleuchten. Er sagt — immer noch auf Seite 112, der Leser wird es kaum für möglich halten, daß so viel Unwahres und Sinnloses auf einer einzigen Seite stehen kann —: „Empfindlicher als dieser Hohenzollernsche Bücherfriedhof wurde die Kriegssammlung der Hausbibliothek, die in dem sogenannten türkischen Zimmer aufbewahrt wurde, von der Revolution und ihren ersten Verteidigern getroffen. Die dort noch lose aufgeschichteten Nummern deutscher Feldkriegszeitungen sind von den Matrosen teilweise recht respektlos verwendet worden.“ Der Leser fühlt den niederträchtigen Nebensinn, der der Beweggrund für die ganze Mitteilung gewesen ist. Es waren aber in diesem Falle nicht die Matrosen, die die nicht „lose aufgeschichteten“, sondern zusammengebunden und paketweise inhaltlich bezeichneten, zum Teil in der geschlossenen Folge sehr selten gewordenen Feldzeitungen, die zum Einbinden bestimmt waren, auseinandergerissen, sondern spätere Verteidiger der Republik, im Schloß einquartierte Reichswehrtruppen.

(Schluß folgt.)



## Altes und neues Heer

Von einem jungen Frontoffizier

### XII. Kapp-Zeit

#### Kapp-Putsch



Im Frühjahr 1920 sind anderthalb Jahre seit der Revolution verfloßen. Die Revolutionsregierung scheint Kapp und anderen — die weder die Psyche des Bürgers, noch des Arbeiters kennen — ein tönerner Koloß, der leicht zu stürzen ist. — Einer Gegenrevolution stehen stets zwei Möglichkeiten offen: Einmal, noch vor der Festigung einer schlecht herrschenden Revolutionsregierung, sie wieder zu stürzen und dazu die augenblickliche (aber oberflächliche) Verstimmung des Volkes zu benutzen. Dann ist Überraschung und Schärfe die rechte Taktik. Oder aber: Man muß durch systematische Arbeit und indirekt unterstützt durch die Mißwirtschaft, sich im Laufe von Jahren so viele (innerlich überzeugte!) Anhänger sammeln, daß die Republik wie ein wurmförmiger Apfel bei leichtem Schütteln fällt. Fast nach allen Revolutionen in der Welt hat die Gegenrevolution den ersten genannten Weg erfolglos beschritten und hat auf dem zweiten gesiegt.

Wollte man in Deutschland auf die erste Art siegen, so war Bedingung, daß die Täter Energie hatten und „Revolutionäre“ wären. Aber es sind nur — Gegenrevolutionäre, denen gemeinhin der Mut des Revolutionärs fehlt. Daß der